

HANSER

Julien Green

Erinnerungen an glückliche Tage

Übersetzt aus dem Französischen von Elisabeth Edl

ISBN-10: 3-446-23058-0

ISBN-13: 978-3-446-23058-3

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-23058-3>
sowie im Buchhandel.

V.

Wenn ich auf meine Kindheit zurückblicke und jene Zeit mit dem Verhalten heutiger Kinder vergleiche, wird mir klar, daß die Jungen und Mädchen von 1940 gefunden hätten, daß wir leicht zu unterhalten waren und vielleicht auch ein bißchen dumm. Irgendwie gelang es uns, ohne Radio und ohne Kino glücklich zu sein! Wir spielten Verstecken und Reise nach Jerusalem, tauschten Briefmarken und zerbrachen uns die Köpfe über japanischen Geduldsspielen. Meine Schwester Retta, die fast zwölf war, setzte sich manchmal ans Fenster, zählte alle Fahrzeuge auf der Straße und machte sich in winziger Schrift Notizen auf der ersten Seite eines großen Schreibhefts, das eigens dafür gekauft worden war. Sie hatte sich vorgenommen, es vollzuschreiben, kam über die erste Seite aber nie hinaus, weil sie es schon nach einer Stunde langweilig fand, Trambahnen, Omnibusse, Wagen, mit einem Wort, alles, was fuhr, zusammenzuzählen. Wäre dieser Versuch, den Verkehr in der Rue de Passy zu beschreiben, fortgesetzt worden, dann wüßte ich heute, daß am 23. April 1908 zwischen zwei und drei Uhr nachmittags fünfzehn Mietdroschken unsere ehemalige Straße hinauf- oder hinuntergerollt sind. Das erinnert mich an den Irrsinn von Statistiken. Sicher könnte ein Schriftsteller sich fragen, welche Gründe es gab für diese Ausfahrten, und sich leichtfertige Paare ausdenken, die in den Bois de Boulogne fuhren, oder griesgrämige Juristen, die zu ihren düsteren Büros im Madeleine-Viertel eilten. Als ich *Treibgut* schrieb, habe ich daran gedacht.

Retta war ein stilles und nachdenkliches Kind mit einem schönen, ernsten Gesicht, unergründlichen schwarzen Augen und dichtem schwarzen Haar, das ihr über die Schultern fiel. Keines ihrer Geschwister hatte das Gefühl, sie gut zu ken-

nen, denn sie war wortkarg und vertraute nie irgendwem ein Geheimnis an, doch sie war so hübsch anzusehen und von so sanftem Wesen, daß sie immer viele Freunde hatte. Das merkwürdigste an ihr war ein unheimlicher Sinn für Humor, aber davon will ich später erzählen.

Als ich älter wurde, vertrieb ich mir eher mit literarischen Dingen die Zeit, ich sagte mir gern, daß ich eines Tages ein großer Schauspieler sein würde, so wie der Mann, der bei *In achtzig Tagen um die Welt* die Rolle des Mr. Fogg spielte. Mit dieser Idee im Kopf begann ich Dialoge aus berühmten Stücken auswendig zu lernen, um bereit zu sein für den Tag, da man mich auf die Bühne rufen würde. Daß ich von allem, was ich da aufsagte, die Hälfte nicht verstand, war nicht so wichtig. Was ich wollte, war, in meinem Zimmer mit dem Fuß aufstampfen, hochtönende Worte sprechen und mir einbilden, daß ich nicht ich selbst war, sondern irgendein wichtiger und scharfsinniger Mensch wie Augustus oder Cyrano de Bergerac.

Ungeduldig wartete ich auf den Donnerstag, denn an diesem Tag hatten wir frei, und außerdem kam unsere Näherin, Mademoiselle Félicité Goudeau, frühmorgens ins Haus und blieb bis abends nach dem Essen. Sie war mein Publikum. Ihre Rolle war ziemlich leicht, denn sie bestand einfach darin, wie gewöhnlich ihre Arbeit zu verrichten, während ich für sie deklamierte. Zuweilen geschah es, daß ich mit der Faust vor ihrem Gesicht herumfuchtete oder einen Dolch über ihrem Kopf schwang, aber selbstverständlich wußte sie, daß alles Theater war, und nahm die Sache gelassen.

Sie war ein schüchternes kleines Geschöpf mit grauen Locken und trippelte so geschwind von einem Zimmer ins andere, daß man unvermeidlich an eine Maus denken mußte oder an irgendein anderes verhuschtes Tier. Meistens trug sie eine schwarze Schürze und lief mit Stecknadeln zwischen den Zähnen umher. Das störte mich ein bißchen; mir wäre lieber gewesen, sie hätte dagesessen und sich nicht gerührt. Eines Tages sagte ich das auch, und daraus entspann sich eine lange

Diskussion, an deren Ende meine Mutter als Schiedsrichterin hereingerufen wurde. Natürlich befahl sie mir, den Raum auf der Stelle zu verlassen, doch wenig später kehrte ich zurück und »schnaubte noch mit Drohen und Morden«, im reinsten Stil der Comédie-Française.

Wir nannten sie kurz und bündig Goudeau. Wenn sie guter Laune war, amüsierte sie mein überspanntes Deklamieren, und sie lachte, den grauen Kopf schüttelnd, in sich hinein, doch manchmal zeigte sich bei ihr eine gewisse Reizbarkeit, die meine Mutter auf irgendeine jugendliche Liebesenttäuschung zurückführte.

»Sie muß einmal sehr hübsch gewesen sein, ich finde, das sieht man ihrem Gesicht noch immer an.«

Es war eine Spezialität meiner Mutter, Spuren von Schönheit unter den Runzeln der Leute zu entdecken oder verborgene Güte in ihren Seelen, aber meine Schwestern protestierten:

»Goudeau! Sie ist fast bucklig, und sie hat eine spitze rote Nase!«

»Sie ist nicht mit einer roten Nase auf die Welt gekommen, ihr dummen Gören, und sie ist nicht bucklig, nur ein wenig gebeugt von der vielen Arbeit.«

Ich fand Goudeau gewiß nicht attraktiv, aber sie war mir unentbehrlich. Eines Tages stürzte ich mich auf sie und schrie:

»Ihr habt meine Tochter entehrt! Zieht Euren Degen, Teufel, und verteidigt Euch!«

Sie kicherte leise und schob den Zwicker mit dem Drahtgestell zurecht.

»Leugnen ist zwecklos«, fuhr ich grimmig fort, »meine Tochter wird gegen Euch aussagen.«

Nach diesen Worten lief ich in die Küche, riß unter Linas verdutztem Blick den Schrank auf, packte einen der großen, vier Pfund schweren Brotlaibe, die man damals verkaufte, und wickelte ihn in eine Serviette. Ich brauchte auch einen Dolch, aber Dolche waren etwas Seltenes in unserem Haus,

und so gab ich mich mit dem Brotmesser zufrieden und eilte zurück.

»Hier ist meine Tochter«, brüllte ich. »Sie ist gekommen, Euch öffentlich anzuklagen.«

»Eure Tochter muß furchtbar jung sein, wenn sie noch in Windeln herumgetragen wird«, bemerkte Goudeau mit spöttischem Glucksen. »Seid Ihr sicher, Monsieur Julien, daß diese hier die Richtige ist?«

Ich befahl dieser Ausgeburt der Hölle zu schweigen, beschloß, meine Tochter lieber tot als entehrt zu sehen, und erdolchte sie, indem ich das Brotmesser mehrere Male in den Laib stieß.

»Jetzt«, sagte Goudeau, »ist sie tot *und* entehrt. Was tut Ihr nun?«

»Euch töten!« antwortete ich.

Wonach Goudeau aufsprang und zu meiner Mutter lief. Mir wurde verboten, *Le Roi s'amuse* noch einmal aufzuführen, und die Köchin nahm mir empört den Brotlaib weg.

So verwunderlich es sein mag, diese Szenen wiederholten sich mit kleinen Abweichungen jahrelang. Denn jahrelang kam Goudeau am Donnerstag zum Nähen, mit dem Alter immer weißhaariger und immer krummer, und jahrelang drohte ich dem alten Fräulein mit sofortiger Ermordung, sollte sie mir nicht die Namen all ihrer Komplizen nennen, die Schlüssel der Stadt aushändigen oder den Ort verraten, an dem *jener* Sack mit Golddublonen versteckt lag. Sie nähte geduldig weiter, und mit der Zeit gewann sie mich sogar lieb, trotz meiner stürmischen Beziehungen zu Victor Hugo und Corneille.

Ein paar Wochen nach dem Vorfall mit dem entehrten Brotlaib kam Goudeau zu meiner Mutter und eröffnete ihr, sie könne ohne Schneiderpuppe nicht mehr arbeiten. Sie erklärte, sie brauche eine Schneiderpuppe auf einem Fuß, wie alle anderen Näherinnen, und mein Vater, der zu Rate gezogen wurde, entschied, daß sie eine bekommen sollte. Dieser Beschluß stellte sich als Fehler heraus, auch wenn er auf den ersten Blick vernünftig schien.

Zehn Tage später wurde die Schneiderpuppe geliefert. Zunächst fand ich sie nicht weiter interessant, doch Goudeau schien entzückt und tätschelte ihr anerkennend die Hüften. Für eine Schneiderpuppe war sie bestimmt ein besonders schönes Exemplar. Der Busen wölbte sich mit herausforderndem Schwung, der noch betont wurde durch die bezaubernden Kurven der Rückseite; das ganze Ding war schwarz und glänzend und auf einem Fuß befestigt, der einem Besenstiel gleich. Mit einem Kleid angetan, sah die Schneiderpuppe aus wie eine elegante, leicht affektierte Dame, der man Kopf und Arme abgeschnitten hatte, ohne daß es ihr etwas ausmachte, denn sie wirkte ganz normal; doch wenn Goudeau ihr das Kleid auszog, lag eindeutig etwas Peinliches in ihrer schwarzen Nacktheit.

Nach und nach begann ich, sie mit anderen Augen zu betrachten. Selbst unbedeutend hatte sie eine ungemein würdige Haltung. Ich taufte sie *Coucou Blanc*, nach einer Figur in Daudets *Le Petit Chose*, und indem ich ihr einen Namen gab, gab ich ihr auch eine Seele und ein Herz, das unter dem üppi-gen Busen schlug. Von diesem Augenblick an war Coucou Blanc eine wirkliche Person. Sie war so groß, daß Goudeau auf einen Stuhl klettern mußte, um ihre Schultern zu erreichen. Es dauerte nicht lange, und ich wandte mich instinktiv an sie, wenn ich zu Hektors Witwe sprach, der untröstlichen Andromache, oder zur Königin Athalie, die bald von Hunden zerrissen werden sollte. Ihre *bauteur* war beeindruckend, und etwas an ihr ließ einen an Tragödien denken.

In der ersten Zeit wagte ich nicht, sie anzufassen, nachdem ich jedoch gesehen hatte, wie Goudeau erbarmungslos Stecknadeln in sie bohrte, änderte sich mein Verhalten gegenüber Coucou Blanc. Wenn die Schneiderin sie von einer Ecke des Zimmers in die andere befördern wollte, kippte sie die Puppe um, packte sie mit ihren kurzen Armen und zog sie an die Stelle, die ihr geeignet schien. Diese Behandlung hatte etwas so Entwürdigendes, daß ich bald jede Achtung vor der *dark lady* verlor und eines Tages, ich hatte gerade die Ge-

schichte von Rebecca und Front-de-Bœuf in *Ivanhoe* gelesen, stürzte ich mich plötzlich auf Coucou Blanc und entführte sie aus dem Zimmer. Sie war viel leichter, als ich gedacht hatte, und so zogen wir triumphierend durch die Wohnung, verfolgt von einer zornig protestierenden Goudeau, die ihr Kind unbedingt wiederhaben wollte, aber das Mißgeschick, das sie fürchtete, doch nur beschleunigte: Als ich mit meiner Beute davonlief, die etwa doppelt so groß war wie ich, schlug ich in einem engen Gang der Länge nach hin, und Coucou Blanc sauste über mich hinweg. Ein lautes Krachen war zu hören, der Fuß der Schneiderpuppe brach entzwei, als wäre er aus Glas. Augenblicklich tauchte meine Mutter auf, wie die Göttin der Gerechtigkeit. Was folgte, war so banal, daß es keiner Erwähnung wert ist, abgesehen von der Tatsache, daß es schmerzhaft für mich war. Die verkrüppelte Coucou Blanc kam wieder an ihren alten Platz im Schlafzimmer meiner Eltern, da sie jedoch viel von ihrer Größe verloren hatte, mußte man sie auf einen niedrigen Tisch stellen, und dort glich sie in keiner Weise mehr einer Prinzessin aus Kusch oder der Witwe des Helden von Troja, sondern eher einem scheußlichen Überrest aus einem abgebrannten Haus.